Heim und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 32 — Dienstag, 4. November — 1930

Hubertusfest und Martinstag

Von E. Trost-München.

Die ständig von allerlei Krankheiten, Epidemien und Kriegsgreueln bedrohten Menschen des Mittelalters standen dem Tode näher als wir Heutigen, ließen sich aber trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — die Freude am Dasein durchaus nicht vergällen. Sie gaben den Toten das ihnen Gebührende und ließen dem Leben seine Rechte. So war denn auch der November einstmals nicht nur dem Gedächtnis der Abgeschiedenen geweiht.

Schon wenige Tage, nachdem das Volk mit brennenden Lichtern und Blumen unter Klagegesängen nach den Kirchhöfen gezogen war, feierte man ein lärmendes, von jubelnder Lebensfreude erfülltes Fest, bei dem besonders die Liebhaber des edlen Weidwerkes auf ihre Rechnung kamen: den Tag des heiligen Hubertus des jagdlustigen Bischofs von Tongern und Schutzpatrons der Jäger. Ihm zu Ehren wurden großartige Jagdfeste, die sogenannten Hubertusjagden, veranstaltet, wobei man, zumal an den Höfen der dem Weidwerk huldigenden weltlichen und geistlichen Fürsten, oft einen ziemlichen Prunk entfaltete. Die Hubertusjagden begannen stets frühmorgens mit feierlichen Gottesdiensten. Dabei ließen die Jäger sämtliche Jagdgeräte sowie Hunde und Pferde „zu Ehren des heiligen Hubertus" weihen. Sogar die Falken wurden auf wohlbewehrter Faust in die Kirche getragen, um dort den Segen der Priester zu empfangen. Gleich nach der Kirche begann unter dem lustigen Klang der Hörner die Jagd in den herbstlichen Wäldern und Feldern. Die Geistlichen, die meist im Felde mitzureiten pflegten, segneten nach Beendigung des Treibens die erbeutete, reich mit Tannenzweigen geschmückte Strecke, worauf ein großes Festmahl den Tag beschloß. Die Säle auf den Burgen und Schlössern, in denen das Mahl stattfand, waren mit Tannengrün und buntem Herbstlaub geziert. Kleingehackte Tannenästchen bedeckten den Boden mit einem grünen, duftenden Teppich. Gewaltige Braten von jeder Sorte Wild kamen auf die Tafeln, und der Inhalt der umfangreichen Weinhumpen sorgte dafür, daß es dem „Hubertusmahl", nicht an der zu jenen Zeiten üblichen und beliebten lärmenden Lustigkeit und Derbheit gebrach.

Kaum hatte man sich einigermaßen von den Anstrengungen des Hubertustages erholt, so beging man das Martinsfest. Jedoch war dieses beim Volke lange nicht so beliebt wie der Tag des Schutzheiligen der Jäger. Denn der mildtätige Bischof Martin von Tours galt als „Steuerheiliger", an dessen Feste die Zinsen und Steuern fällig wurden. Da nun, nach Einbringung der Ernte, Landleute und Händler Lebensmittel und wohl auch Geld besaßen, pflegten um Martini die Fürsten und Grundherren, aber auch die Kirchen und Klöster von ihren Untertanen den Zehnt anzufordern, und gar manches Bäuerlein sah darum dem Martinitage mit Sorgen entgegen. „Herr Märten ist ein arger Mann — für den, der nicht bezahlen kann", hieß ein im Mittelalter und auch noch später viel gebrauchter Spruch, der sich nicht selten auf uralten Bildern und Krügen sowie den mannigfachsten Einrichtungsgegenständen aufgemalt findet.

Diejenigen aber, welche sich in der glücklichen Lage befanden, den Tag der Zinsen und Zehnten nicht fürchten zu müssen, feierten das Martinsfest mit einem üppigen Mahle, dessen Höhepunkt das Verzehren der Martinsgans bildete — ein Brauch, der sich in manchen Gegenden noch bis in unsere Tage erhalten hat. Das Verspeisen des „Martinsvogels" sowie der in südlichen Ländern üblichen Fasanen- oder Pfauenbraten erinnert an uralte Heidenzeiten und bildet einen Beweis für die Tatsache, daß sich, wie dies bei so vielen christlichen Festen der Fall ist, auch auf den Martinstag heidnische Sitten übertragen haben. Denn Pfau und Gans stellten einst beliebte Opfertiere dar, die anläßlich des von den alten Germanen im Spätherbste gefeierten, dem Wotan geweihten Herbstdankfestes in großer Zahl geopfert, bezw. gegessen zu werden pflegten.

Außer als Zinstag galt das Martinsfest auch als beliebter Termin zur Erneuerung und Abänderung von Pacht- und Dienstverträgen sowie als offizieller Winteranfang. Zu Martini begann man früher mit dem gründlichen Beheizen der Wohnräume und mit all den Arbeiten, die man an den langen Winterabenden bei Licht zu vollbringen pflegte. Auf dem Lande gingen am Tage nach St. Martin die Mädchen erstmals mit ihren Spinnrädern in den „Lichtkatz" oder in die „Spinnstube", und in der Stadt versammelten die Hausfrauen ihr weibliches Gesinde beim Schein von Lampen und Kienspänen zum Stricken, Nähen, Wollespinnen und ähnlichen Handarbeiten. In verschiedenen Städten wie Köln und Frankfurt wurden Martini große Woll-, Tuch- und Pelzmärkte abgehalten — und von dieser Sitte stammt die einstmals dem Bischof von Tours beigelegte, vielgebräuchliche Bezeichnung „St. Marten im Pelz" und der Name „Pelzmärtel", der dann im Laufe der Jahrhunderte auf den gabenspendenden Kinderfreund St. Nikolaus übergegangen ist.

—⊡—

Die Königskobra

Ein seltsames Jagdabenteuer,

erzählt von G. W. Brandstetter.

Wenn des Abends die Schatten aus dem Tropental die Berge hinaufklettern, ist auf der Veranda des indischen Bungalows die Plauderstunde gekommen. Dieses Mal freilich war der Gesprächsstoff, der die englische Pflanzerfamilie und ihre beiden militärischen Gäste fesselte, wenig für die Dämmerstunde geeignet. Denn eine solche verwischt an sich schon alle Umrisse und verzerrt harmlose Dinge, die im hellen Sonnenschein dem Auge vertraut sind, oft zu unheimlichen Gespenstern und Schreckgestalten.

Doch heute war im Dorf dort unten eine Frau von einer Kobra gebissen worden, und so handelte auf der Veranda des Bungalows das Gespräch natürlicherweise von Schlangen. So sagte auch einer der Gäste: „Kürzlich beobachtete ich einen eigenartigen Kampf zwischen zwei Pythons. Ich fand die Tiere auf dem Wege zu einer Pflanzung im Straßengraben ausgestreckt einander gegenüber liegen. Kampfstimmung lag in der Luft, und ich wollte die Schlangen ein wenig beobachten, bevor ich jeder eine Kugel durch den platten Kopf jagte.

Dann sah ich plötzlich, daß es sich im Halse der einen Schlange rührte. Sie schien einen Gegenstand von sich geben zu wollen, der sie beim bevorstehenden Kampfe hindern mußte. Sie würgte immer stärker, dann kam das Hinterteil und schließlich der ganze Körper eines lebenden Riesenfrosches zum Vorschein. Das Tier saß einen Augenblick regungslos vor dem Tor zur Hölle, der es eben entgangen war. Es schien noch vollkommen benommen zu sein und nicht an sein Glück glauben zu können. Doch dann hüpfte der Frosch mit mattem Sprung auf den Straßenrand und tauchte im hohen Grase unter. Die Schlangen schienen auf den Augenblick, da sie allein sein würden, nur gewartet zu haben. Ein Mensch hätte den Vorteil, den ihm die Behinderung des Gegners verschaffte, nicht ungenutzt gelassen. Unter diesen Reptilien aber scheint es noch eine Art von ritterlichem Ehrenkodex zu geben. Nun richteten sich die Gegner steil auf, und im nächsten Augenblick bildeten ihre Oberkörper ein eng verschlungenes Knäuel, über das nur die Köpfe emporragten. Jede Schlange schien den Gegner zerdrücken zu wollen. Es war ein Kampf auf Tod und Leben, unheimlich in seiner Lautlosigkeit. Doch nicht ein einziges Mal versuchten die Gegner, einander zu beißen. Ihre Köpfe standen einander waagrecht über den geschwollenen Hälsen gegenüber, regungslos, als wollte der eine den anderen hypnotisieren.

Dann ließ die Spannung plötzlich nach. Die Schlangenleiber lösten sich langsam aus der Umklammerung, die Köpfe sanken schlaff zu Boden. Die Pythons blieben, vom unentschiedenen Kampfe erschöpft, dicht nebeneinander liegen, und ich konnte sie mühelos erlegen. Ein Rätsel bleibt mir, was dieses lautlose Ringen zwischen den beiden Schlangen zu bedeuten hatte, die beide auf die Ausnutzung einer natürlichen Waffe verzichteten."

Niemand konnte eine Aufklärung geben. Doch der andere Gast, ein Major, meinte: „Vielleicht hat vor einiger Zeit mein Dazwischentreten einen ähnlichen Kampf zwischen zwei Schlangen verhindert. Ich stand damals in Burma. Dort ist es Sitte, daß die Eingeborenen Scherben und Schutt zwei oder drei Kilometer außerhalb des Dorfes in nächster Nähe der Straße aufschütten. Trifft nun ein Fremder den Weg an dieser Stelle mit den Scherben übersät, die eigentlich sauber auf einen Haufen liegen müßten, so weiß er, daß die Straße gesperrt sein soll. Dies war mir bekannt, als ich eines Nachmittags mit meinen Soldaten ein solches Warnungszeichen traf. Ich ärgerte mich, weil ich einen weiten Marsch hinter mir hatte und im Dorf dahinter lagern wollte. So blieb mir nichts anderes übrig, als dem Vorschlage meines burmesischen Führers zu folgen und einen großen Umweg zu machen.

Ich ließ den Dorfältesten kommen. Ein Donnerwetter sollte auf sein Haupt niederprasseln, weil ich die Straßensperrung für einen unfreundlichen Akt der Eingeborenen hielt. Der Alte entwaffnete mich aber bald durch sein Lächeln. „Sahib", sagte er, „es war unsere Pflicht, den Fremden das Betreten des Weges zu verbieten, denn in den Reisfeldern, durch die er führt, hat sich eine Königskobra eingenistet." Eine Königskobra! Jetzt billigte ich die Vorsichtsmaßregel vollkommen, denn dieses Reptil ist die gefährlichste aller indischen Giftschlangen, groß wie ein Python, und die einzige, die den Menschen angreift, ohne gereizt worden zu sein. Kannte ich nicht selbst einen Kameraden, den sie kilometerweit gehetzt hatte, bis einer seiner Soldaten sie erlegen konnte?

Natürlich erwartete das Dorf meine Hilfe. Ich sollte es von der Bestie befreien, die jedes Betreten der Reisfelder unmöglich machte. Ich legte zwar keinen Wert auf diese Art Jagd, doch mir blieb nichts übrig, als am nächsten Morgen meine Doppelbüchse mit Explosivgeschossen zu laden und einem Eingeborenen zu folgen, den das Los bestimmt hatte, mir das Reisfeld zu zeigen. Das ganze Dorf war auf den Beinen, und die Frauen überschütteten mich mit Blumen als Vorschußlorbeeren. Hundert Meter vor einem Reisfeld blieb mein Führer stehen, wies nur mit dem Finger vor sich, „Dort!" und rannte davon.

Ich sah nichts von der Königskobra. Es war unheimlich still ringsum. Ich fühlte das Blut in den Schläfen pochen. Ich wußte ja nicht, wo die Kobra lauerte. Kein anderes Tier warnte mich vor ihr. Jeden Augenblick konnte die Schlange aus dem Reisfelde zu beiden Seiten des Weges auffahren.

Tatsächlich sah ich plötzlich etwa dreißig Meter vor mir einen Schlangenkopf aus dem Reisfeld auftauchen. Er wiegte sich auf dem Halse, der so stark war wie ein Männerarm, langsam hin und her. Dann schien mich das Tier gesehen zu haben, denn der Kopf blieb regungslos stehen. Ich fühlte mich von einer Last befreit. Nun sah ich doch wenigstens den Gegner. Ich ging rasch vor. Ich wollte auf zehn oder fünfzehn Meter an die Kobra herankommen, um mein Ziel nicht zu verfehlen. Dann spürte ich plötzlich jenen Druck unter dem Herzen, den nur ganz plötzlicher Schrecken oder Angst, regelrechte Angst, hervorrufen kann. Denn kaum zehn Meter vor mir tauchte der Kopf einer zweiten Königskobra auf. Die lidlosen Augen funkelten mich für den Bruchteil einer Sekunde an. Dann schoß der Kopf über den Reishalmen weg auf mich zu. Die Schlange griff an. Unmittelbar hinter ihr die andere.

Mein Leben hing in diesem Augenblick nur von meiner sicheren Hand ab. Sie durfte nicht zittern. Ich riß die Büchse hoch. Schoß den rechten Lauf ab. Ich hatte den Eindruck, als fiele etwas unmittelbar vor meinen Füßen nieder. Der zweite Schuß peitschte auf. Ich ließ die Büchse sinken.

Unmittelbar vor mir krümmte sich der Leib einer Königskobra in den letzten Zuckungen. Der Kopf fehlte bis auf die Schädelbasis, die das Explosivgeschoß nicht abgerissen hatte. Drei Meter zurück lag zwischen den Reispflanzen die zweite Kobra, den Kopf in Fetzen.

Ich muß ehrlich gestehen, daß meine Hand noch nachträglich zitterte, als schon das ganze Dorf mir seinen Dank in die Ohren schnatterte. Keiner hatte von der Anwesenheit der zweiten Kobra etwas geahnt. Wahrscheinlich wäre es ohne mein Dazwischentreten zu einem Kampf zwischen den beiden Männchen gekommen, da keines die Gegenwart eines Artgenossen duldet."

Vielleicht wollte der Major sich noch in längeren Erörterungen über die Frage ergehen. Doch die Dame des Hauses unterbrach ihn: „Gehen wir hinein!" Die hereinbrechende Nacht hatte den letzten Lichtschein verdrängt, und die Schlingpflanzen, die sich drüben an den Bäumen hochwanden, begannen plötzlich zu leben wie Schlangenleiber.

—⊡—

Nach Ihnen, Herr Richter!

Gottesurteile in alter und neuer Zeit. — Giftproben in Innerafrika. — Man muß sich mit dem Zauberer gut stellen.

Von Theodor Lindenstädt.

Der Leipziger Prozeß gegen die drei Ulmer Reichswehroffiziere bildet einen neuen Beweis dafür, wie schwierig es häufig ist, die Wahrheit zu finden. In alten Zeiten und bei primitiven Völkern mit weniger hoch entwickeltem Rechtsleben, aber gleichwohl dem Bedürfnis, das Recht zu suchen, griff man daher häufig zu einem höchst einfachen Mittel, die Wahrheit an den Tag zu bringen. Man überließ die Entscheidung dem höchsten Wesen, damit es kraft seiner umfassenden Weisheit das Richtige zu erkennen vermöge. Aus dieser Vorstellung heraus entstanden die sogenannten Gottesurteile, die bis ins 14. Jahrhundert hinein auch in Deutschland häufig angewandt wurden und in fremden Weltteilen heute noch vielfach in Gebrauch sind.

Im Mittelalter treten sie in verschiedener Form auf. Man warf den an Händen und Füßen gebundenen Angeschuldigten in tiefes Wasser; der Umstand, ob er oben blieb oder versank, entschied über Unschuld oder Schuld. Noch beliebter waren die Proben mit glühendem Eisen, bei welchen der Betreffende entweder mit bloßen Füßen über glühend gemachte Pflugscharen schreiten oder ein bis zur Rotglut erhitztes Stück Eisen eine bestimmte Zeit lang in der Hand halten mußte. Zu letzterem ist eine hübsche Anekdote überliefert, die zeigt, wie ein Beschuldigter sich der gefährlichen Probe zu entziehen wußte.

In Frankfurt war im 13. Jahrhundert ein Bäckergeselle zur Feuerprobe verurteilt worden. Sie sollte in der Form stattfinden, daß ein Stück Eisen glühend gemacht und geweiht wurde, worauf der Delinquent es so lange in der Hand halten sollte, wie er brauchte, um eine Strecke von neun Fuß in bestimmten Schritten zu durchmessen. Dann durfte er das Eisen fortwerfen, seine Hand wurde verbunden und versiegelt und das Siegel nach drei Tagen wieder erbrochen. Erwies sich die Hand dann als unversehrt, so galt die Unschuld als erwiesen. Der Bäckergeselle weigerte sich indessen hartnäckig, sich der Probe zu unterwerfen. Als der Richter ihm nun gut zuredete, seine Unschuld doch auf die übliche Weise darzutun, willigte jener schließlich ein, aber unter einer Bedingung: daß nämlich der — doch bestimmt völlig unschuldige — Vertreter der Gerechtigkeit ihm das glühende Eisen nicht mit der eisernen Zange, sondern mit der bloßen Hand zureichen solle. Wie die Chronik meldet, wurde daraufhin von der Probe abgesehen!

Auch die Giftprobe war früher weit verbreitet, sie wird heute noch bei zahlreichen Eingeborenenstämmen besonders Innerafrikas angewandt. Dort gilt noch, was Karl der Große im ersten Kapitularium aus dem Jahre 809 von jedem Gottesurteil forderte, daß jeder fest daran glauben müsse. Trotz aller Verbote der Kolonialmächte fallen immer noch jährlich Hunderte, wenn nicht Tausende, den Giftproben zum Opfer.

Sie finden in der Regel in der Form statt, daß der Beschuldigte 20 bis 100 Calarbarbohnen, Samenkörner einer auch in unserer Heilkunde bekannten Pflanze, Physostigma venenosum, verschlucken muß. Darauf wird dafür gesorgt, daß er sich Bewegung macht; denn die Neger wissen sehr wohl, daß dadurch der Uebertritt des Giftstoffes in die Blutkreisbahn und die Lymphgefäße erleichtert wir. Tritt nun Erbrechen ein (wodurch das Gift wieder aus dem Körper entfernt wird), so gilt die Unschuld als erwiesen. Daran ist eigenartigerweise etwas Wahres. Denn der sich keiner Schuld Bewußte nimmt alle ihm vorgesetzten Bohnen zu sich, der mit schlechtem Gewissen Behaftete dagegen so wenig wie möglich. Je größer aber nun die verschluckte Menge ist, desto leichter tritt das Erbrechen und damit die Rettung ein. Machen sich aber statt dessen Vergiftungserscheinungen bemerkbar, so stürzen sich die Stammesgenossen auf den „Schuldigen", der unter ihren Messern und Speeren schnell sein Leben aushaucht.

Noch verbreiteter als der Gebrauch der Calarbarbohnen ist der des Bastes verschiedener Erythrophlaeum-Arten, von den Negern je nach der Gegend Muavi, Sassy oder Nka genannt. Der Stammeszauberer sammelt ihn nach besonderen Vorschriften; so wird der Bast bei den Safwa, am Ostufer des Nyassasees, mit einem Steine losgeschlagen, darf also nicht mit der Hand abgezogen werden. Nur die Stücke, die mit der Innenseite nach oben zu Boden fallen, gelten als tauglich. Sie werden in Gras gewickelt ins Dorf getragen, aber in keiner Hütte, sondern in hohlen Baumstämmen und an ähnlichen geeigneten Plätzen aufbewahrt.

Das in dem Bast enthaltene sehr starke Gift wirkt ähnlich dem unseres Fingerhutes auf das Herz. Das Gottesurteil erfolgt meist in der Weise, daß der Zauberer dem Verdächtigen einen Eßlöffel voll des zu Pulver zerriebenen Bastes eingibt. Einige Schluck Zuckerrohrwein erleichtern das Hinunterschlucken. Die Entscheidung über Schuld oder Unschuld und damit über Tod oder Leben erfolgt in der gleichen Weise wie bei den Calarbarbohnen. Häufig muß sich der Ankläger, auf dessen Beschuldigung man das Gottesurteil vornimmt, zusammen mit dem Verdächtigen der Giftprobe unterziehen. Offenbar sagen sich die Neger, daß es anderenfalls doch zu leicht wäre, sich eines unbequemen oder verhaßten Stammesgenossen zu entledigen. Wer über das nötige Kleingeld verfügt, um den einer Bestechung selten unzugänglichen Zauberer zu seinen Gunsten zu beeinflussen, kann übrigens einer derartigen Giftprobe ziemlich ruhig entgegensehen. Der Medizinmann versteht dann schon, dem Gift ein Brechmittel beizumischen oder es auf sonstige Weise unschädlich zu machen.

Sonst wäre er ja auch kein Zauberer.

—⊡—

Die Götzenbilder im Radieschenbeet

Die Geschichte hat vor etwa einem Jahrtausend begonnen. Damals fertigte ein der Nachwelt unbekannt gebliebener indianischer Meister eine Reihe von aztekischen Götzenbildern aus Ton an, alles Kunstwerke in ihrer Art. Die Bildwerke waren dazu bestimmt, den Tempel von Mitla zu schmücken. Jahrhunderte gingen vorüber. Die Tempelgebäude verfielen. Die Spanier eroberten Mexiko, und die Ruinen von Mitla wurden von neuem Pflanzenleben überwuchert. Niemand wußte noch etwas von der alten Kultstätte. Vor zwanzig Jahren kam ein amerikanischer Bergingenieur nach Mexiko um dort Silber zu suchen. Ein Hügel mitten im Walde schien ihm Aussicht auf Erfolg zu versprechen. Der Amerikaner ließ seine Indianer graben und durchstieß bald das Dach eines aztekischen Tempels. So kamen die Götzenbilder, zweiundzwanzig an der Zahl, nach Jahrhunderten wieder ans Tageslicht. Der Ingenieur machte einem seiner Bekannten, einem amerikanischen Archäologen, Mitteilung von seinem Funde. Die Idole sollten, weil es sich um seltene Stücke handelte, einem amerikanischen Museum zugeführt werden. Verhandlungen hierüber waren schon eingeleitet, als plötzlich der Ingenieur und mit ihm die Götzenbilder verschwanden. Eine Zeitlang forschte man nach ihnen, dann geriet die Angelegenheit in Vergessenheit. Nun wird sie durch ein unerwartetes Ereignis wieder in Erinnerung gebracht. Kürzlich wollte ein Amerikaner in der Nähe von Amaha (Nebraska) ein Radieschenbeet umgraben. Dabei stieß er unerwartet auf Widerstand. Er glaubte, einen Stein getroffen zu haben, und wollte diesen beseitigen. Doch dann erregte die Form des Fundes seine Aufmerksamkeit. Er kratzte die Erde ab und hielt einen grinsenden Tonkopf in der Hand. Der Amerikaner glaubte, irgend ein wertloses Stück gefunden zu haben, warf es deshalb zur Seite und grub weiter. Doch nur, um einundzwanzig weitere Tonfiguren oder -Köpfe ans Tageslicht zu schaffen. Nun war er überzeugt, daß sein Fund doch von Bedeutung sein mußte, und er benachrichtigte ein Mitglied des Lehrkörpers der Universität in Omaha, einen Archäologen, telephonisch von seiner Entdeckung. Der Gelehrte kam sofort zu ihm heraus, untersuchte den Fund und schüttelte den Kopf. Der Zufall wollte es nämlich, daß Dr. Gilder derjenige Archäologe war, mit dem der amerikanische Bergingenieur seiner Zeit über die aztekischen Idole gesprochen hatte. Und nun lagen die seit zwanzig Jahren vermißten Götzenbilder hier im Radieschenbeet vor den Augen des verblüfften Gelehrten. Wie sie dorthin gelangen konnten, ist bisher ein Rätsel geblieben. Nun sind die Idole mit einiger Verspätung und nach bisher ungeklärten Abenteuern doch noch in jenem Museum untergebracht worden, das sie schon vor zwei Jahrzehnten erhalten sollte.

—⊡—

Am Ausguck

Der Zahnarzt und der Vogelhäfig.

Der reiche englische Fabrikant Eastman stiftete vier Millionen Mark für die Errichtung einer vorbildlichen Zahnklinik für Kinder. So ist in London eine der vermutlich allerbesten Einrichtungen dieser Art entstanden. Der Hauptoperationssaal weist fünfzig Stühle auf. Das Instrumentarium für jeden ist aber so geschickt angebracht, daß die ängstlichen Augen der zahnleidenden Kinder durch das Blitzen der vernickelten Zangen und Bohrapparate nicht angelockt werden können. Vermeidung der Schrecken der Zahnbehandlung leiteten die Erbauer dieser Klinik überhaupt bei jedem ihrer Schritte. Das Zahnziehen wickelt sich in besonders geschützten Räumen ab, ebenso werden die schwierigen Operationen den Leidenden mit geringeren Schmerzen und Ausbesserungsnotwendigkeiten verborgen. Für Väter, Mütter und Kinder gibt es in der Klinik auch ein Kino in dem im Bilde vorgeführt wird, wie ein angegriffener Zahn entfernt und wie man ihn schützen kann. Das Hübscheste für die Kinder ist aber ein großer seenhaft ausgestatteter Vogelkäfig mit zahlreichen glitzernden bunten, kreischenden und singenden Vögeln. Er soll die kleinen Jungen und Mädel von ihren Zahnsorgen ablenken, damit der Zahnarzt später nicht vor allzu schwierige Aufgaben gestellt wird.

Hunde ersetzen die Lokomotive.

Die eigenartigste Eisenbahnlinie der Welt dürfte wohl jene sein, die hoch oben in Alaska von Nome aus quer die Seewardhalbinsel in einer Länge von fast 140 Kilometern verläuft. Niemals ertönt dort der Pfiff einer Lokomotive, das einzige Antriebsmittel, dessen man sich hier bedient, sind Hunde, welche die eigens für diesen Zweck angefertigten „Wagen" ziehen. Die Bahn wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts schmalspurig gebaut, zu einer Zeit, als auf der Seewardhalbinsel reiche Goldfunde gemacht worden waren, verlor aber völlig ihre Bedeutung, als ein Jahrzehnt später die Goldlager sich erschöpften. Niemand hatte nun für die Strecke mehr Interesse, die Goldsucher zogen fort, das rollende Material wurde auf Seitengeleise geschoben; Lokomotiven und Wagen verrosteten und zerfielen. Schließlich kam ein besonders schlauer Eskimo auf den Gedanken, seine Hunde vor einen auf Räder gestellten Schlitten zu spannen. Sein Gedanke fand schnell Nachahmung, und heute herrscht wieder lebhaftes Treiben auf der verlassenen Bahn, nur daß die Wagen von Hunden statt von Lokomotiven gezogen werden. Mit einem Gespann von sechs Tieren können zwei Männer an einem Tage bis zu achtzig Kilometer bewältigen.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: C. Santz, Altena.